Bismarck und die politischen anschauungen in Deutschland von 1847 bis ...

Wilhelm Busch


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Bismarck

und die

Politischen Anschauungen in Deutschland

von 1847 bis 1862

Akademische Antrittsrede,
gehalten in Tübingen am 12. November 1896

von

Prof. Dr. Wilhelm Busch

Tübingen 1896
Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

Hochansehnliche Versammlung!

Wenn ich, dem Brauche unserer Universität folgend in dieser Stunde vor den weiteren akademischen Kreis mit einem Vortrag aus dem mir überwiesenen Lehrgebiet trete, so möchte ich hier nicht von meiner Auffassung über die Ziele meiner Wissenschaft und den Betrieb der wissenschaftlichen Unterweisung sprechen, sondern das, was ich darüber zu sagen hätte, lieber zu zeigen versuchen in der praktischen Behandlung eines Theils der Geschichte selbst.

Ich gedenke, dem Charakter einer Antrittsvorlesung entsprechend, Ihnen keine wissenschaftliche Abhandlung aus meinem speziellsten Arbeitsgebiet vorzutragen, sondern den Gegenstand zu wählen, wie er sich mir halb zufällig aus dem Gebiet ergiebt, das ich in meinen Vorlesungen dieses Semesters behandle. Ein Beispiel zugleich, wie sich, gestützt auf das schon in überreicher Fülle vorliegende Material, unsere historische Forschungsmethode und der Versuch historisch-unbefangener Beurtheilung auf Zeiten anwenden läßt, die von den älteren der jetzt Lebenden noch als sturm- und drangvolle Gegenwart durchlebt worden sind.

Ich will einleitend Ihnen die Gestaltung der politischen Anschauungen und der aus ihnen erwachsenen politischen Parteien in Deutschland schildern, wenigstens in ihren Hauptrichtungen und mit Hervorhebung zweier dafür besonders bedeutsamer Epochen, und zu zeigen versuchen, wie aus ihnen heraus die staatsmännische Anschauung des Mannes hervorging, dessen gewaltiger Einfluß auf die Entwicklung deutscher Dinge bewirkt hat, daß diese seine eigenste Anschauung das beste Theil im politischen Denken jedes Einzelnen von uns geworden ist.

Die Anfänge unserer heutigen politischen Bildung liegen in einer Zeit dumpfer Reaktion und harter Bedrückung jeder freieren Regung — ein Umstand, der bis heute in unsere politische Erziehung hineinwirkt. Wohl war der erste Anlauf ein großartiger und vielversprechender gewesen. Denn das erste kraftvolle Vortreten einer öffentlichen Meinung, der eigenen freien Theilnahme am Staat, wenigstens bei einem Theil der Deutschen, geschah im Freiheitskrieg gegen Napoleon. Es war nicht nur ein an den Idealen Schillers groß gewordenes, sondern ein in den Ideen der französischen Revolution politisch heranreifendes Geschlecht, das sich dazu befähigt zeigte. Tief waren von diesen Ideen die führenden Männer, die staatlichen und militärischen Reformer, voran Stein und Scharnhorst beeinflußt, ebenso die die Befreiung anbahnenden Wortführer, wie Fichte, Görres, Schleiermacher, Arndt, zuerst auch Gentz, die aber, ohne dem revolutionären Radikalismus zu verfallen, sich mit ihrer Hülfe zu einer sichern Staatsgesinnung durchzuarbeiten suchten.

Diese Männer waren die Vorläufer der politischen Richtung, deren Anhänger nach dem Freiheitskrieg den aus den spanischen Parteikämpfen übernommenen Namen der Liberalen erhielten. Auf das Engste waren bei ihnen die freiheitlichen mit den nationalen Forderungen verbunden, der nationale Gedanke bildete sogar den eigentlichen Untergrund ihrer ganzen politischen Anschauung; sahen doch eben die Jahre des Freiheitskriegs den ersten begeisterten, aber völlig mißglückenden Anlauf zum nationalen Einheitsstaat.

Alles, freiheitliche und nationale Bestrebungen, wie überhaupt die ganze damalige herrliche Volkserhebung in Preußen fanden ihren abgesagten Gegner in dem österreichischen Kaiserstaat unter dessen Lenkern Kaiser Franz und Metternich, aber die Entscheidung für ihre Beseitigung, für den sieghaften Einzug einer tödtenden Reaktion brachte erst der Uebertritt Preußens unter Friedrich Wilhelm III., nach der Epoche Steins und Hardenbergs, von der Partei der Patrioten und Reformer in das Trabantengefolge Metternichs.

Daß der preußische Staat nach den Freiheitskriegen seiner

großen Mission innerer und äußerer Führung in Deutschland untreu wurde, die er im Krieg so ruhmvoll erfüllt, wurde das Verhängnis der weiten Entwicklung ganz Deutschlands und insbesondere des jungen Liberalismus.

In seinen freiheitlichen und nationalen Bestrebungen bekämpft wurde er in eine scharfe, immer radikaler werdende Opposition gedrängt und vor Allem dem nationalen Gedanken entfremdet, partikularistisch. Da ihm nur die Klein- und Mittelstaaten ein Asyl gewährten, so fehlte seinen Vertretern ganz die staatliche Erziehung und politische Charakterbildung, die auch dem Einzelnen einzig und allein die Zugehörigkeit zu einem machtvollen Großstaat gewährt. Völlig gelöst zeigte sich der Liberalismus von dem Land und von den Ideen, in denen er ursprünglich wurzelte, er verfiel einer kosmopolitischen Vaterlandslosigkeit, deren Aeußerungen den heutigen Leser fast erschrecken machen.

Darin aber stimmten die Liberalen mit ihren Gegnern durchaus überein, denn die Verwahrlosung des nationalen Ehrgefühls war auf beiden Seiten dieselbe. Wenn der Führer der badischen Liberalen, Rotteck, Frankreich in einem Krieg gegen die deutschen Großstaaten die Hilfe der deutschen Liberalen versprach, und ähnliche Stimmen in Württemberg und Sachsen bei Regierung und Volk gehört wurden — was will das sagen, wenn noch nach der Märzrevolution der König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., erklärte, gegen die deutsche Revolution unbedenklich russische Hülfe anrufen zu wollen.

Die Mächte der Reaktion wie des Liberalismus zeigten sich gleich unnational, gleich partikularistisch. Aber bei den Liberalen genügte der Anstoß des französischen Geschreis nach der Rheingrenze im Jahre 1840, um in ihnen die Erinnerung an den eigenen Ursprung wachzurufen, und während in den vierziger Jahren die inneren Gegensätze mit steigender Schroffheit gegen einander ankämpften bis zum offenen Losbruch in der Revolution, da stand überall neben den milderen oder schrofferen freiheitlichen Forderungen die nationale, die Forderung nach staatlichem Zusammen-

schluß der ganzen Nation, nach einer gesamtdeutschen Volksvertretung.

Um so stärker die Betonung des alten Sonderstandpunktes bei den Gegnern. Es gab eine politische Partei in Preußen, die schon den Sturz Hardenbergs bewirkt hatte, die in schärfster Weise den Verfassung fordernden Liberalismus bekämpfte, die aristokratisch-altständische, die Junkerpartei. Ursprünglich die schroffste Gegnerin der Monarchie, gegen deren egoistische Herrschaftsforderungen die Monarchie seit dem Großen Kurfürsten den in ihr dargestellten Staatsgedanken hatte verfechten müssen, von der Monarchie aber dann dem Staat gewonnen, schloß sie jetzt, im Kampf gegen den schlimmsten Feind, den modernen Konstitutionalismus, den engsten Bund mit der gleichfalls bedrohten absoluten Krone. Sie konnte es thun in der Erwartung, das, was ihr ständisches Interesse an politischer und wirthschaftlicher Sonderstellung heischte, auf diesem Wege schließlich eher und trotz aller Einschränkung voller zu erlangen, als in einem modernen Verfassungsstaat, der allen andern Klassen die gleichen Rechte zuerteilen wollte.

Indem sich so die zwischen der monarchischen und aristokratischen Reaktion bestehenden Gegensätze verwischten, erschienen die Vertreter der aristokratischen in dem immer höher aufwogenden Kampf geradezu als die Vertheidiger des absolut monarchischen Staates. Und alle Welt lauschte auf, als dieser Kampf auf parlamentarischem Boden zum erstenmal in einem deutschen Großstaat entbrannte, in jenem Vereinigten Landtag, den Friedrich Wilhelm IV. 1847 berief.

In diesen Kämpfen des Vereinigten Landtags, die sich auch nach seiner Verabschiedung fortsetzten, trat zum erstenmal in das öffentliche politische Leben Otto von Bismarck ein. Er stand auf dem extremsten konservativen Flügel, ganz der Partei gehörend, in die er durch Abstammung, Tradition, Verkehr, Standesinteresse hineingewachsen war. Er focht wie diese Partei für die Monarchie

gegen alle liberalen Forderungen, er haßte zugleich wie diese Partei die Beamtenregierung der alten Monarchie, die preußische Bureaukratie.

Seine engste Fühlung gewann er zu dem Kreis aus der Partei, der sich um Friedrich Wilhelm IV. von seinen alten Gesinnungsgenossen gebildet hatte und der sich gleich nach der Märzrevolution fester zusammenschloß zu jener Camarilla, deren Leiter des Königs nachheriger Generaladjutant Leopold von Gerlach war, und die in dem letzten Jahrzehnt dieser Regierung eine ebenso große wie bedenkliche Rolle spielen sollte. Ihr Organ erhielt die Partei im Sommer 1848 in der „Kreuzzeitung“, zu deren Gründern und eifrigen ersten Mitarbeitern Bismarck gehörte.

Bismarck trat hervor als ein Mann, dessen politische Anschauungen in keiner Weise von der Parteischablone abwichen, erfüllt von ingrimmigem Haß gegen Alles, was irgend mit der Revolution zusammenzuhängen schien, damit natürlich auch gegen alle damaligen nationalen Einheitsbestrebungen, gegen die in der Paulskirche in Frankfurt, wie die des Herrn von Radowitz in der preußischen Union. Gegenüber dem Schwarzrothgold war er Schwarzweiß ohne jede Abweichung, Vertreter eines durchaus partikularistischen Preußenthums. Er will kein Deutschland, in dem auch nur etwas von dem „spezifischen Preußenthum“, dem „verketzerten Stockpreußenthum“ preisgegeben werden sollte, und wenn man dem altpreußischen Geist die Unionsverfassung des Herrn von Radowitz aufzwingen wollte, dann werde man in ihm „einen Bucephalus finden, der den gewohnten Reiter und Herrn mit muthiger Freude trägt, den unberufenen Sonntagsreiter aber mitsammt seiner schwarzrothgoldenen Zäumung auf den Sand setzt“.

Und wie in der deutschen Frage folgte er auch in der mit dieser eng zusammenhängenden wichtigsten auswärtigen Frage ganz der Vorschrift der Partei, indem er das engste Zusammenhalten mit Oesterreich forderte — kam er doch darüber auf dem Erfurter Parlament 1850 zu heftigem Zusammenstoß mit Gegnern Oester-

reichs; so wies er auch mit Nachdruck Oesterreichs Bezeichnung als Ausland ab. Er konnte Töne anschlagen, die wundersam genug anklangen an die, welche die öde Staatsweisheit Metternichs noch damals annehmen ließ.

Nichts dabei überraschender, als aus dem Munde des späteren Zertrümmerers des elenden deutschen Bundes ein Loblied auf diesen Bund zu hören: daß seit den Hohenstaufen, die Zeit Karls V. ausgenommen, keine Zeit gewesen sei, „wo Deutschland größeren Ansehens im Auslande, eines höheren Grades politischer Einheit und größerer Autorität in der Diplomatie sich erfreut habe, als während der Zeit, wo der Bundestag die auswärtigen Beziehungen Deutschlands gelenkt habe."

So war er in der äußeren politischen Erscheinung Parteimann vom Scheitel bis zur Sohle, man mußte ihn für unfähig halten, in irgend einer Frage über die Schranke der Parteidoktrin und des Parteiinteresses hinwegzusehen.

Nur eins trat sofort als durch und durch originell hervor, die Persönlichkeit für sich. Auch im Aeußerlichen spottete er seiner liberalen Gegner; jene bewunderte und sich bewundernde phrasenselige Beredsamkeit war ihm ein Greuel. Ein Feind aller Kunst der Beredsamkeit, die er noch später „eine gemeinschädliche Sache" nannte, durchaus sachlich in der Anschauung der Dinge wie in der Rede — schon damals kann der schärfere Beobachter bei der Vertheidigung derselben politischen Leitsätze den Unterschied von den Genossen wahrnehmen, eben den Unterschied, der ihn auf anderen Boden gestellt auch andere Bahnen wandeln ließ. In seiner sprudelnden Frische und Kraft trat er auf als kecker schlagfertiger Redekämpfer, gestachelt von der Freude am Kampf, auch in der Vertheidigung immer im Angriff, überraschend durch den unerschöpflichen Reichthum origineller Wendungen, die Rede plastisch gestaltend durch eine Bildersprache von dichterischer Kraft und Schönheit.

In alledem, was die Natur in ihm gebildet, damals der Mann, der er immer geblieben, in alledem, was Menschen und

menschliche Tradition an ihm geformt, derjenige, der sich selbst wohl frug, wie manches Laub noch im weiteren Leben an dem inneren Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und wertlos welken werde: immer lernend und immer werdend.

Wohl war es der hoch begabte junge Kämpfer, vor allem aber der so durchaus erprobte Parteimann, den Gerlach — es ist das Gerlachs ausschließliches Verdienst — für den Posten des preußischen Bundestagsgesandten in Frankfurt empfahl. Er ahnte nicht was er that: er schickte den Freund und politischen Lehrling, der selbst sich nur ungern von der inneren Politik abgeschnitten fühlte, auf die Warte der deutschen Politik, auf der binnen kurzem aus dem Parteimann der Staatsmann werden sollte, der den alten Genossen in seinen Hauptzielen fremder wurde, als je den alten Gegnern.

Wir lassen den Vorhang fallen vor der Szene für einige Jahre: in Frankfurt am Bund wie in Berlin, ging eine Reaktion voran, fast abstoßender noch als die dem Freiheitskrieg folgende, die nur das eine Bestreben hatte, mit allen Errungenschaften der Revolution bis in den kleinsten Winkel Deutschlands hinein so gründlich wie nur möglich aufzuräumen. Mit ihnen sollte der Einheitsgedanke begraben werden, und bei den Regierungen jedenfalls schoß der Partikularismus üppig in's Kraut.

Dies schöne reaktionäre Stillleben wurde aber bald gestört durch Vorgänge, die ganz Europa in Bewegung brachten, durch die 1853 wieder beginnenden Orientwirren, die zum Krimkrieg führten. Jede Macht, und in Deutschland alle Staaten und Parteien mußten dazu Stellung nehmen, und darin vor allem, wie diese Stellungnahme geschah, liegt das Interesse, das diese Vorgänge für die deutsche Geschichte haben.

Der Streit selbst soll unsere Betrachtungen hier nicht mehr angehen, als er damals die Deutschen überhaupt anging. Von dem jämmerlichen Gezänk der Griechen und Lateiner um die heiligen

Stätten ausgehend, erhielt er seine größeren Verhältnisse durch das selbstherrliche Einschreiten des Zaren Nikolaus im Orient, dessen Einmarsch in die Donaufürstenthümer außer der Türkei die Westmächte England und Frankreich im März 1854 mit der Kriegserklärung beantworteten.

Als der später nach der Krim verpflanzte Krieg zuerst an der Donau und um die Donaufürstenthümer entbrannte, da wurde Oesterreichs Interesse heftig erregt. Unrühmlich genug war dafür unter Graf Buols Leitung sein Verhalten: zu begehrlich im lüsternen Verlangen nach Eroberungen in der Walachei oder nach einer Schutzherrschaft über die Donaustaaten, um bei diesem Kampf sich fern zu halten, und doch zu energielos, um nachdrücklich einzugreifen, hielt es sich schwankend zwischen kriegerischem Drohen und thatenscheuem Zurückweichen. Eine Bedingung, so erklärte man den sehnlich auf Hilfe wartenden Westmächten, und Oesterreich schlägt los: wenn Deutschland seine natürliche Pflicht erfüllt und Oesterreich in diesem Donaukrieg fest zur Seite steht. Deutschland aber ist ihm gewonnen, wenn Preußen vorangeht, bei Preußen lag die Entscheidung.

Nichts klang lieblicher in den Ohren der Westmächte, die an der fernen Donau und dann in der Krim Menschen und Geld dahinopferten. Auf das lebhafteste wurde dieser Gedanke ergriffen, Preußen und mit ihm Deutschland in diesen Krieg hineinzustoßen, obgleich keiner Macht weniger gelegen sein konnte an einer Niederwerfung Rußlands zur Machtvergrößerung Englands oder Frankreichs oder Oesterreichs. Gelang es aber, so war das klar, daß mit dem ersten preußischen Flintenschuß das ganze erdrückende Gewicht des Krieges sich auf die preußisch-russische Grenze verlegen würde; damit wäre der Zweck erreicht gewesen, daß Preußen den Krieg den Engländern und Franzosen in der Hauptsache abnahm, für Oesterreichs Donau-Eroberungen seine Soldaten todtschießen ließ und für sie alle, aber auch nur für sie, die Hauptarbeit that zur Schwächung der russischen Machtstellung im Orient.

Der österreichische Bundestagsgesandte von Prokesch konnte dabei nicht inniger überzeugt sein, daß Oesterreich an der unteren Donau Deutschlands Interessen verfocht und daß die deutsche Heeresfolge dort zu verlangen Oesterreichs gutes Recht sei, als die Westmächte, und voran die Engländer als Stimmführer davon, daß es Preußens heiligste Pflicht vor Europa und sich selbst als einer Großmacht sei, sich für die erhabene Sache Europas, die England verfocht, freudig zu opfern.

Weil nun dieser Kampf um Preußen nicht nur in der Diplomatie, sondern auch in der breiten Oeffentlichkeit geführt wurde, so war er nicht nur die Probe für die staatsmännische Fähigkeit der Regierung Friedrich Wilhelms IV. und seines Ministers Manteuffel, sondern zugleich für die politische Reife und Einsicht der deutschen öffentlichen Meinung. Und dieser Streit zündete mächtig in Deutschland, wieder einmal konnten in vollster Stärke die Parteigegensätze auf einander stoßen.

Daß aber eine große europäische Entscheidung an der Entschließung Preußens hing, das schien bei der in diesem Staat seit lange überlieferten Politik zurückhaltender Schwäche so fremd, so ungewohnt, daß es dort schließlich in Ansichten und Entschlüssen drunter und drüber ging — ein verwunderliches, uns wohl interessierendes, aber auch tief beschämendes Schauspiel. Es trat hervor, was Bismarck später eines der Schutzmittel des damaligen Deutschlands vor den wilden europäischen Fluthen genannt hat: „die Garantie der eigenen Schüchternheit, daß wir niemals eine Meinung äußerten, bevor die Anderen gesprochen hatten“.

Wo kein Vertrauen auf die eigene Kraft ist, ist keine sichere eigene Meinung. Und als jene „andern“ jetzt vernehmlich genug sprachen, da schieden sich in Deutschland die Parteien weniger nach den verschiedenen Ansichten über das eigene Interesse, sondern entweder eben nach der Meinung des Auslandes, die sie nachbeteten, oder nach der überlieferten Parteidoktrin, die auf diese

große europäische Frage mit der gleichen Schablonenhaftigkeit angewendet wurde, wie auf jede andere innere oder äußere Frage.

Ich kann Ihnen in dem Rahmen dieses Vortrags nur Umrißzeichnungen geben, weder erschöpfend das, was die Parteien einte und trennte, darlegen, noch die Parteien Ihnen in ihren Gruppen und Schattierungen schildern, ich muß mich in beidem auf das Wesentliche beschränken. So stellen wir auch in ihrer Haltung zu der orientalischen Frage nur in ihren zwei Heerlagern einander gegenüber die Konservativen mit ihrer reaktionären Spitze, der herrschenden Camarilla, und die Liberalen von den Gemäßigten des „Preußischen Wochenblattes“ bis in die demokratischen Gruppen hinein.

Von jeher erstarben die Camarilla und ihr Anhang in Ehrfurcht vor dem Zaren Nikolaus; ohne mit der Wimper zu zucken nahmen sie von ihm die größten Beleidigungen gegen König und Staat hin und beugten sich wie selbstverständlich seinem brutalen Kommando gehorsam unter das Joch von Warschau und Olmütz. Daneben blieb ihr alter unverbrüchlicher Glaubenssatz von der engsten Interessengemeinschaft und damit von der Nothwendigkeit engsten Zusammenhaltens mit Oesterreich. Wie kummervoll also für sie, daß diese beiden Mächte jetzt feindlich gegeneinander standen.

Nach den Erfahrungen von Warschau und Olmütz zweifelte kein Mensch, daß sie ganz der russischen Politik folgen würden, niemand nannte sie anders, als kurzweg „russische“ oder „moskowitische“ Partei. Und doch ist das falsch. Im Gegentheil war die Partei nicht russisch. Sie war vielmehr entsprechend ihrer besonderen Parteianschauung die abgesagte grundsätzliche Gegnerin eines Staates wie des russischen mit seiner despotisch-bureaukratischen Regierungsform. Die Verehrung ihrer Anhänger für den Zaren Nikolaus war immer eine ganz persönliche gewesen, und obgleich sie seine friedensbrecherische Orientpolitik, der sie nie zu folgen gedachten, bitter tadelten, blieb diese persönliche

Verehrung bestehen. Denn im Zaren sahen sie den festesten Halt und ihren treuesten Genossen gegen das schlimmste aller Uebel, gegen die Revolution und ihre Vertreter in Europa. Als die fleischgewordene Revolution aber erschien ihnen der aus ihr emporgestiegene neue Franzosenherrscher, der Neffe und Erbe obendrein des großen Revolutionskaisers, Napoleon III.

Die Revolutionsfurcht und der ihr entstammende Antibonapartismus waren der eigentliche Grund ihrer Russenfreundschaft, ihren „Kompaß in diesem Gewirr der Meinungen" nennt Gerlach „die Front gegen Frankreich". Nach diesem Kompaß sollte Preußen seinen Kurs in allen Fragen nehmen. Dieser schlechthin entscheidende Punkt für die Haltung der Camarillaleute war ihren Gegnern verborgen, ihnen waren sie russisch. Wie die Liberalen aber genau aus demselben Grund, aus dem jene zum Zaren hielten, den Zaren und Rußland haßten, so war ihr Ideal, das der Deutsche jener Zeit nur im Ausland finden konnte, einer der konstitutionellen Staaten des Westens, in der vormärzlichen Zeit Frankreich, jetzt England. Sie schalten auf die Russenknechte ohne das geringste Gefühl dafür, daß sie in ganz anderem Maße die willigen Trabanten der englischen Politik waren, in deren Berechnung Preußen nur den Werth seiner Verwendbarkeit hatte gegen Englands großen Widersacher im Osten des Erdballs, gegen Rußland.

Da die Liberalen ihre Dienstwilligkeit deutlich genug merken ließen, so beeilte man sich in England, wo Regierung und öffentliche Meinung stets den sichern Instinkt für das eigene Interesse haben, das warme Eisen in Deutschland kräftig zu schmieden. Dafür aber war ihnen vom größten Vortheil die Verbindung der eigenen Regierungskreise mit den tonangebenden Kreisen der deutschen Liberalen durch den Gemahl der Königin Viktoria, den koburgischen Prinzen Albert.

Die Politik der Koburger spielte damals eine besondere Rolle. Das Haupt des Hauses war noch immer der alte König Leopold I. von Belgien, die beiden hauptsächlich handelnden Personen Prinz

Albert und sein älterer Bruder, Herzog Ernst II. von Koburg-Gotha. Die damalige koburgische Politik erscheint geradezu wie ein Ableger der englischen in Deutschland; nicht in böser Absicht, denn die Brüder waren gleich ihren liberalen Bundesgenossen im Innersten überzeugt, daß es eben nur ein Heil für Deutschland gäbe, den engsten Anschluß an England. Prinz Albert, der in der koburgischen und englischen Tradition für einen bedeutenden politischen Kopf gilt, führte diese absonderlichen Gedanken in verschiedenen Schriftstücken aus: das gegentheilige Verhalten Preußens werde „noch den Fluch auf das arme Vaterland herabziehen .... das Geschwätz, Preußen sei an der Frage nicht interessiert, ist zum Davonlaufen. Preußen hat ein viel direkteres Interesse an der Frage als Frankreich oder England. Sie ist für Deutschland eine Lebensfrage, während sie für uns, d. h. England, ganz sekundärer Art ist —" und ähnliche Phantasien mehr.

So suchte man Preußen auf Seite der Westmächte in den wahnsinnigsten aller Kriege hineinzutreiben, den es für Deutschland überhaupt geben konnte, und zur weiteren Aufklärung der öffentlichen Meinung über Deutschlands wahres Interesse dachten die Koburger sogar daran, mit englischem Geld ein großes „westmächtlich gesinntes Organ" in Deutschland zu gründen. Interessant für die Schätzung der politischen Einsicht im Lande ist, daß etwas später ein ähnlicher Plan in Frankreich gehegt wurde. Beide kamen nicht zur Ausführung.

Mehr oder weniger entschieden wirkten in dieser Richtung Männer wie die Führer der gemäßigt Liberalen, Bethmann-Hollweg, die Grafen Goltz und Pourtales, und der in der Politik vom treuesten Fiasko verfolgte Karl Josias von Bunsen, Preußens Gesandter in London.

Eigenthümlich war die Stellung des Prinzen von Preußen, der von diesen ihm nahestehenden Männern beeinflußt, damals entschieden zur westmächtlichen Partei hielt; seine Gemahlin sagte einmal geradezu, daß das arme deutsche Vaterland sich naturge-

mäß nur im Bund mit England aus seiner damaligen Lage erheben könne. Es kam hierüber zum Bruch zwischen den Brüdern — sonderbarer Weise in der einzigen politischen Frage von Bedeutung, in der der Prinz gegenüber seinem königlichen Bruder nicht Recht hatte.

Zwischen diesen Gegensätzen eigener Doktrinen und fremder Interessen bei den politischen Parteien stand nun die Regierung: unselbständig, ängstlich und schwach durch den Einfluß des Ministers Manteuffel, fieberhaft unruhig dagegen durch die täglich neu aufschießenden phantastischen Anschauungen und Pläne des Königs, die doch nie zu der kleinsten That führten. Friedrich Wilhelm war voll Theilnahme für den Kampf des christlichen Zaren gegen den Sultan, dann aber auch einverstanden mit Englands Vortreten gegen desselben Zaren Uebermacht im Orient, entsetzt aber wieder, daß dies von ihm so hoch verehrte England für diesen Kampf den „Incest" nicht nur mit dem muhammedanischen Heidenthum, sondern nun auch mit der Revolution, mit dem napoleonischen Frankreich, beging. Und dazu kam ihm als neuer und eigenster Gedanke, daß er für sich aus den Orientwirren jenes alte Besitzstück der Hohenzollern, das ihm die Schweiz entrissen, den kleinen Kanton Neuenburg zurückerwerben könne. Und alles andere wurde vorübergehend über diesem neu auftauchenden Gedanken vergessen, nicht aber etwa meinte er dafür das Schwert zu ziehen, sondern Neuenburg von den Westmächten zu erhalten als Lohn für seine „echte und autonome Neutralität" im Orientkrieg.

So brodelten die Meinungen, Hoffnungen und Wünsche durcheinander wie in einem Hexenkessel. Da klang in diesen Chor von revolutionsfeindlichen Anti-Bonapartisten und Oesterreich-Genossen, von konstitutionellen Englandsfreunden und Rußlandhassern, von Kriegslustigen und ängstlich Thatenscheuen, und was sonst die Menschen damals bestimmte, — da klang ein völlig fremder Ton hinein mit der einfachen, von keinem der Andern gestellten Frage: was ist ohne Nebengedanken, ohne Sympathieen und Antipathieen in diesem

Orienthandel das eigene Interesse Deutschlands und besonders des preußischen Staates? Die Andern forderten die Stellungnahme Preußens nach liberalen oder reaktionären Prinzipien, von einem englischen, russischen oder österreichischen Standpunkt aus, ein Einziger allein von dem preußischen. Das war der Bundestagsgesandte in Frankfurt, Herr von Bismarck.

Während die andern, stark nur in doktrinärem Starrsinn, wunderlich hin und her irrlichtelierten mit ihren politischen Plänen, da stellte sich vor Bismarcks Auge in sicherer thatsächlicher Deutlichkeit das Bild der europäischen Gesammtlage dar und in dieser des Platzes und der natürlichen Aufgaben seines Staates.

Nur nach einer Seite gab es ihm für das damalige Preußen eine fruchtbare Bethätigung nach außen: in einer deutschen Politik. Das aber hatte der Genosse Gerlachs in der ersten Frankfurter Zeit für diese einzige Politik erkannt, daß Preußen in ihr immer als seinen Gegner finden werde das ihm den Weg vertretende Oesterreich. „Unsre Politik — so schrieb er im Dezember 1853 — hat keinen andern Exercierplatz als Deutschland, schon unsrer geographischen Verwachsenheit wegen, und grade diesen glaubt Oestreich dringend auch für sich zu gebrauchen. . . . . Wir athmen einer dem andern die Luft vor dem Munde fort; einer muß weichen oder vom andern ‚gewichen werden', bis dahin müssen wir Gegner sein; das halte ich für eine unignorirbare (verzeihen Sie das Wort) Thatsache, wie unwillkommen sie auch sein mag".

Wie recht er hatte, das zeigt, daß damals gerade im Innern der österreichischen Regierung von Prokesch die Frage aufgeworfen wurde, ob nicht die Gelegenheit zu benutzen sei, Preußen mit Hilfe der Westmächte auf eine unschädliche Größe zu reduzieren. Nach Außen arbeitete man dafür unermüdlich daran, Preußen eben von seinem deutschen Exerzierplatz auf den europäischen zu drängen, und zwar auf eine Stelle, auf der der preußische Staat nie etwas gewinnen, aber sicher viel verlieren konnte.

Das Mindeste, was daher Bismarck für eine solche Gefolgschaft

forderte, waren Konzessionen Oesterreichs auf deutschem Gebiet. Wolle man dagegen in Berlin Oesterreich von dem Krieg fern halten, dann schließe man kein Bündnis mit ihm und es werde nie im Orient losschlagen.

Gerade entgegengesetzt war aber die Ansicht in den Berliner Regierungskreisen. Dazu fühlte man sich selbst gefährlich vereinsamt, denn im Streit der Parteien nach rechts und links schwankend scheute man den entschiedenen Anschluß an Rußland wie an die Westmächte, hatte aber bei der impulsiven Politik Friedrich Wilhelms diese selbstverständliche Weigerung mit der unnötigsten Unverbindlichkeit ausgestattet.

Am meisten waren über diese Weigerung die Engländer empört, von Regierung und Presse wurden die wildesten Drohungen losgelassen: polnische Insurrektion, Unterstützung Frankreichs zur Eroberung des linken Rheinufers, Blokade und ähnliche Freundlichkeiten. Und die Königin Viktoria ging so weit, daß sie nach dem Diktat ihres koburgischen Gemahls dem Preußenkönig schrieb, eine Sprache wie die seine höchstens bei einem König von Hannover oder Sachsen zu verstehen; sie habe dagegen Preußen bisher für eine Großmacht angesehen; da es aber seinen darin liegenden Verpflichtungen — d. h. für England Rußland den Krieg zu erklären — nicht nachkomme, so abdiziere der König also dieser großmächtlichen Würde. Wohl das Stärkste, was im offiziellen Verkehr von Souverän zu Souverän gesagt werden konnte.

Das Schlimme war nur, daß das lächerliche Bramarbasieren in Berlin wirkte und eine Isolierungsangst hervorrief, die angstvoll nach irgend einem Halt umherspähte. Bismarck lachte der englischen Drohungen. „Stark ist der Bulle immer noch, aber wo er hinstößt, das weiß er nicht mehr, seit der Nasenring der Oligarchie ihm abgenommen ist". Nicht aus Zarenschwärmerei, sondern nur um seiner staatlichen Interessen willen, sollte Preußen die Beziehungen zu Rußland schonen. „Es ist für uns der wohlfeilste der Continen-

talen, da es nur im Orient zu wachsen verlangt, die beiden andern aber direkt auf unsre Kosten".

Neutralität forderte er in diesem Preußen zunächst nichts angehenden Kriege, aber bewaffnete Neutralität, vereint mit den übrigen deutschen Regierungen. Denn „thun wir garnichts, so kann uns der Rauch doch stark die Augen beißen, wenn das Feuer auch nicht in unser Haus käme". In Bezug auf die Schlagfertigkeit bleibe man sonst „gefährlich hinter den übrigen Großmächten zurück und sei im Augenblicke der Not nicht in promptu".

Und Neutralität war auch das Wort, das Friedrich Wilhelm aussprach, auf das er nach allen Schwankungen immer zurückkam. Aber was war das für eine Neutralität! Nicht die der Stärke, sondern die der Schwäche, unbewaffnet, friedsam, eine Neutralität in Furcht und Zittern. Als dazu die Scheltworte immer lauter über den Kanal klangen, da geschah, was Bismarck am meisten fürchtete, daß die Berliner Isolierungsfurcht Preußen zum schlimmsten Ausweg drängte. „Es würde mich ängstigen — schrieb er —, wenn wir vor dem möglichen Sturm dadurch Schutz suchten, daß wir unsre schmucke, seefeste Fregatte an das wurmstichige alte Orlogschiff von Oestreich koppelten".

Nichts anderes aber ist schließlich geschehen. Zweimal wurde im Jahr 1854 in den wechselnden Phasen des Krieges nach vorherigem Hangen und Bangen zwischen den Streitenden der alte Vasallengang nach Wien angetreten. Mochte man auch selbst die Hände ringen über die schnöde Art, wie von Oesterreich aus Preußen dabei behandelt wurde, der Camarillaführer Gerlach kam dabei doch nicht über den Seufzer hinaus, daß der Bonaparte stets „der natürliche Feind" sei, daß es stets ein gefährliches Ding sei, allein zu stehen, und daß es daher „der Klugheit angemessen sei, Oesterreich so viel als irgend möglich nachzugeben".

Nur äußere Glückszufälle haben Preußen davor bewahrt, für diese Politik noch andere Kosten zu zahlen, als die der allgemeinen Nichtachtung, der es anheimfiel. Am deutlichsten kam diese zum

Ausdruck, als man beim Pariser Friedenskongreß das flehentlich um Zulaß bittende Preußen erst eine Zeit lang vor der Thür warten ließ, ehe man ihm öffnete. Daß hier und beim Friedensschluß am 30. März 1856 auch Oesterreich den Lohn seiner kläglichen Orientpolitik erhielt, war für Preußen nur ein matter Trost: keine der Parteien und besonders nicht die Regierung hatten den Interessen oder der Würde des Staates irgend Rechnung getragen. Um so unerfreulicher, als alle ihre Werke und Thaten von den Mahnungen und Warnungen ihres Frankfurter Gesandten begleitet worden waren, der mit verblüffender Treffsicherheit ihr jede Folge ihrer Beschlüsse vorausgesagt hatte. Es war die Stimme des Predigers in der Wüste gewesen.

Ueber alles andere hinaus hatte man in dem, worauf für Preußen alles ankam, die Gunst der Stunde unwiderbringlich versäumt. Als Oesterreich verlangte, daß seine Donaupolitik als deutsche That angesehen werde, daß ihm daher Deutschland gehorsam zu österreichischer Eroberung Gefolgschaft leisten müsse, da erfaßte Bismarck wieder in genialem Erkennen den Moment, um jetzt gegen das undeutsche Oesterreich mit einer wirklich nationalen Politik Preußens einzusetzen. Bisher hatte die Mehrheit am Bunde treu zu Oesterreich gegen Preußen gestanden, jetzt war die Gelegenheit geboten, um die vor der österreichischen Kriegspolitik entsetzten deutschen Staaten von Oesterreich abzutrennen und in der vorgeschlagenen bewaffneten Neutralität mit Preußen zu verbinden. Preußen hatte damit in der deutschen Politik die Trumpfkarte gegen Oesterreich in der Hand. Es war die Gelegenheit, unwiderleglich zu beweisen, bei welcher der rivalisierenden Bundesgroßmächte das deutsche Interesse lag, bei welcher nicht. Die deutschen Mittel- und Kleinstaaten mußten eine Anlehnung in den wilden europäischen Stürmen haben, vor den maßlosen Forderungen Oesterreichs schraken sie zurück, und fanden sie jetzt nicht, so folgerte Bismarck, den Rückhalt bei Preußen, so fielen sie unweigerlich an Frankreich.

Einem entschlossen vortretenden Preußen winkte damit ein großer Erfolg auf seinem deutschen Exerzierplatz — aber er blieb aus. In Berlin fehlten Einsicht und Muth, die Trumpfkarte wurde überhaupt nicht ausgespielt. So geschah das Natürliche, daß vielmehr die Niederlagen und Demüthigungen Preußens vor Oesterreich auf die Haltung der Bundesstaaten zurückwirkten, daß der nie aufhörende Hader der Großmächte das mittelstaatliche Machtbewußtsein trotz aller thatsächlichen Machtlosigkeit stark anschwellen ließ.

Das eine Gute nur lag in diesem traurigsten Zustand der Dinge, daß wie mit Hammerschlägen hineingetrieben wurde in die politische Anschauung des Staatsmannes der Zukunft der große entscheidende Hauptsatz: daß, solange der deutsche Bund bestand, Alles und Jedes für eine richtig erkannte preußische Politik am letzten Ende hinauskommen mußte auf den Gegensatz gegen Oesterreich, auf den deutschen Dualismus.

All seine aus den Orientwirren für Preußen gewonnenen Erfahrungen legte er nieder in einer Reihe von Schriftstücken, besonders seinem längeren Privatschreiben an den Minister Manteuffel vom 26. April 1856. In diesem wie in seinen anderen Briefen jener Zeit tritt noch einmal der ganze Wandel vor unser Auge, der in diesem Mann vor sich gegangen war seit er im Mai 1851 als konservativer Parteimann den Frankfurter Boden betreten. Der preußisch-österreichische Dualismus steht ihm für Preußen in allem voran, keine Noth von außen oder innen hat eine Aenderung gebracht, das Oesterreich seiner damaligen Leiter könne nicht und wolle nicht Preußens Freund sein, er müsse seine Ueberzeugung aussprechen, „daß wir in nicht zu langer Zeit für unsere Existenz gegen Oesterreich werden fechten müssen, und daß es nicht in unserer Macht liegt dem vorzubeugen, weil der Gang der Dinge in Deutschland keinen andern Ausweg hat“.

Weiter und weiter wurde damit die Kluft zwischen seinen Anschauungen und denen der alten Freunde. Mit allen Waffen sieg-

reicher Beweisführung kämpfte er gegen ihren doktrinären Anti-Bonapartismus an, ohne allerdings den Thurm dieses Parteidogmas irgend zu erschüttern. Persönliche Zu- und Abneigung in Fragen, wo allein das Staatsinteresse zu entscheiden hatte, erklärte er für den „Embryo der Untreue“ gegen seinen Herrn und sein Land. Und scharf gegen die höchste Stelle sich wendend schrieb er dem alten Gerlach: „die Interessen des Vaterlandes dem eigenen Gefühle von Liebe oder Haß gegen Fremde unterzuordnen, dazu hat meiner Ansicht nach selbst der König nicht das Recht“.

Besonders trennte Bismarck sich von seiner Partei in seinem bei ihm immer fester sich ausgestaltenden Gedanken der eigentlichen deutschen Politik Preußens. Wo war der wilde schwarzweiße Heißsporn vom Vereinigten Landtag und Erfurter Parlament geblieben? Wohl forderte er eine preußische Politik am Bunde, aber thatsächlich können wir dabei fast immer das Wort „preußisch“ mit „deutsch“ vertauschen. Und während der deutsche Liberalismus ihn noch ahnungslos mit Gerlach und den Männern der „Kreuzzeitung“ in einen Topf warf, während selbst der österreichische Bundesgesandte Prokesch damals und später in ihm nur den Preußen sah, für den nichts existierte, als preußisches Interesse, der selbst dem Satan die Hand reichen würde, wenn dieser Preußen ein deutsches Dorf zuschanzte — während dessen erwuchs zu immer festerer Gestalt in ihm die Anschauung, die ihn zur Erreichung gerade des höchsten Zieles hindrängen mußte, für das der Liberalismus seit den Freiheitskriegen gefochten: zur nationalen Einheit.

Er war nie ein Einheitsschwärmer gewesen gleich den andern, nicht gleich ihnen ausgegangen von der nationalen Sehnsucht, die sich ihr Ziel eines einigen Vaterlandes vollendet ausmalte und nur zu gern den Weg in ihrem hohen Streben übersah. Bismarck war eingetreten in die Politik geradezu als partikularistischer Preuße, nur als solcher trat er auf in Frankfurt und stellte den preußischen Egoismus dem österreichischen und bundesstaatlichen überhaupt entgegen. Auf dem Boden aber dieser Frankfurter Bundespolitik,

in diesem Kampf für Preußen gegen Oesterreich ging ihm gegenüber dem undeutschen Kaiserstaat der große deutsche Beruf seines preußischen Staates auf. Wer möchte hier die Uebergänge scharf abgrenzen wollen, denn auch vor dieser Zeit liegen darauf hinweisende Andeutungen — in dem Augenblick, wo er ganz der preußische Staatsmann in diesem Sinn geworden war, war auch der deutsche Staatsmann fertig, der Staatsmann zugleich, der den einzig möglichen Weg sicher vor sich sah, der die volle Ausgestaltung des Ziels der Zukunft anheimgab.

Und wenn er voranschreitend die Gedanken von früheren Epochen und von Männern aufnahm, die er erbittert bekämpft, so wirkten auch diese alten Gedanken, die sich in ihm zu vollster Eigenart formten, in der Anwendnng durch ihn stets wie neue Offenbarungen. In welchem Sinn er aber deutsch geworden war im Kampf mit dem öden Egoismus der österreichischen und der ganzen Bundespolitik, mit dem reaktionären und liberalen Doktrinarismus daheim, das faßte er selbst in den monumentalen Satz: „es giebt nichts Deutscheres, als gerade die Entwicklung richtig verstandener preußischer Partikularinteressen". Diese preußischen Interessen fallen ihm „mit denen der meisten Bundesländer, außer Oesterreich vollständig zusammen, aber nicht mit denen der Bundesregierungen.

Wenn er daher für diese Politik die Oeffentlichkeit und öffentliche Besprechung verlangt, durch die die für Preußen spezifisch nöthige Bundespolitik nur an Kraft gewinnen könne, so fordert er am Bund rücksichtslose Bekämpfung nicht nur Oesterreichs, sondern auch der somit gegen das eigene Landesinteresse handelnden Bundesregierungen. Den Bruch freilich hätte diese Politik absolutester Rücksichtslosigkeit bedeutet mit allen Ueberlieferungen seit dem Freiheitskrieg, und diesen Bruch aller alten Bande fürstlicher Pietät — zu dem ein Gefühlsmensch wie Friedrich Wilhelm IV. nie zu bringen gewesen wäre — forderte er nun von dem Monarchen, der seit 1857/58 als Regent, dann als König an der

Spitze Preußens stand, und der in diesen Anschauungen der Pietät alt und grau geworden war.

Durch Jahre hindurch hat trotz allen Drängens seines Kriegsministers Roon der Regent und König Wilhelm immer wieder gescheut, Bismarck zu seinem Minister zu berufen. Bis zum Sommer 1861, wo hierin eine Einigung ermöglicht wurde, lag dieser Gegensatz in der deutschen Politik, die Bismarck forderte. Die Feindschaft und die Nothwendigkeit einer Auseinandersetzung mit Oesterreich hatte auch der Prinz erkannt, aber die darüber hinausgehenden, revolutionär mit jeder Tradition brechenden Forderungen Bismarcks wies er ab.

Neue Bedenken lösten dann freilich die alten ab. Zu immer größerer Schärfe gedieh der Konflikt in Preußen, der aus dem Kampf um die Heeresreform König Wilhelms und Roons erwachsen war. Und hatte der König zuerst Bismarck gemieden wegen seiner antikonservativen deutschen Politik, so fürchtet er jetzt wieder, bei seiner hochgespannten Gewissenhaftigkeit von dem alten konservativen Heißsporn in reaktionäre, verfassungswidrige Bahnen gerissen zu werden.

Alle Bedenken waren schließlich beseitigt und es schlug die große Stunde deutscher Geschichte, in der im September 1862 König Wilhelm Bismarck an seine Seite rief. Es war die dem Minister damals gestellte Aufgabe, die politische Verfechtung der Heeresvorlage im Abgeordnetenhaus zu übernehmen und der Monarchie die von der Parlamentsdoktrin ihr abgesprochene Stellung zu wahren, die sie auch auf dem Boden der preußischen Verfassung noch besaß. Und wenn auch in diesem Kampf Bismarcks inneres Regiment den Charakter schroffer Parteiregierung trug, mit Verfolgungen der Gegner, die äußerlich an die Manteuffel'sche Zeit erinnern konnten: nicht er und noch weniger der König haben je daran gedacht, die Verfassung selbst auch nur in einem Buchstaben zu gefährden.

Für die preußische Politik war Bismarck, als er in's

Amt trat, das Programm im Wesentlichen gegeben; was er dagegen als ganz sein eigen in die Regierung mitbrachte, das war seine deutsche Politik.

Mehr als ein Jahr vor seinem Amtsantritt hatte er den Satz aufgestellt, daß nur mit einer veränderten auswärtigen, d. h. deutschen Politik Preußens die Lösung der inneren Schwierigkeiten möglich sei. Nur dann konnte nach seiner Meinung der Monarchie der Sieg werden, wenn diese Monarchie zugleich ihrem Land das höchste erfüllte.

Mit der stolzen Bescheidenheit, mit der eben nur die echte geniale Größe von ihrem höchsten Thun reden kann, hat Bismarck das nach mehr als zwei Jahrzehnten ausgesprochen: er habe das Ministerium übernommen, um den König im Kampf für die Monarchie gegen die Herrschaft der Fortschrittspartei zu unterstützen. „Wenn ich außerdem noch persönliche und positive Nebenzwecke hatte, so waren es die, von dieser einflußreichen Stelle aus der Entwicklung der deutschen Nationalität nach Möglichkeit zu dienen".

Erst nach Jahren ahnten die Menschen etwas von der Größe dieser bei ihrem Urheber in den Grundlinien damals feststehenden nationalen Politik, — nach Jahren, während deren wir schon den Satz hinstellen dürfen, daß in Bismarck der preußische Staatsmann bereits hatte zurücktreten müssen hinter dem deutschen.

Mit ernster Entschlossenheit hatte er die unerbittlichen Folgen erfaßt, die jede nationale Politik haben mußte, die sich über die „der Reden und Majoritätsbeschlüsse" erheben wollte. Eine staatliche Revolution ist nicht im Frieden zu bewirken, das „Bundesgebrechen", so sah er voraus, mußte einmal »ferro et igni« geheilt werden. Aber an diesen äußersten Kampf dachte er doch immer nur gegen Oesterreich, er hoffte von dem aus dem Bundestag auf das Schlachtfeld verlegten Streit, von dem unvermeidlichen kriegerischen „Duell" mit Oesterreich die übrigen Bundesstaaten fernzuhalten, den eigentlichen Bruderkrieg zu meiden. Denn ihm,

dem Oesterreich-Vasallen vom preußischen Landtag und Erfurter Parlament war der Krieg mit Oesterreich kein Bruderkrieg.

Es ist ihm nicht gelungen. Aber jedenfalls ergab sich aus der Art des Krieges, wie er ihn geplant, auch der von ihm erwartete Preis des Krieges. Für Preußen forderte er nur das Ausscheiden Oesterreichs aus dem eigentlichen Deutschland, in diesem Preußens Hegemonie, der weitere Siegespreis sollte der ganzen Nation gehören: die Bundesreform, der nationale Staat.

Eine bittere Ironie der Geschichte ist es, daß die Macht, die immer als letzter Rückhalt der deutschen Klein- und Mittelstaaten auftrat, und auch im Sommer 1866 von mehreren angerufen wurde, daß erst Frankreich durch sein Einschreiten Bismarck endgültig zu den Annexionen in Norddeutschland, zu der Vernichtung mehrerer staatlicher Selbständigkeiten gedrängt hat. Im ursprünglichen Plan lagen diese preußischen Landeroberungen — Schleswig-Holstein natürlich ausgenommen — nicht. Erst als Napoleons Intervention den Verzicht auf die Einbegreifung Süddeutschlands in den Bund, die vorläufige Beschränkung auf Norddeutschland erzwang, da erst wurde der Ausgleich für dessen Verlust gesucht in einer Vergrößerung der dem König von Preußen unmittelbar zur Verfügung stehenden preußischen Hausmacht.

So hat Napoleon bewirkt, daß der Sieg von Königgrätz, um mich so auszudrücken, statt nur in deutschem nun auch mehr in preußisch-partikularistischem Sinn ausgenutzt wurde. Aber über diese Grenze der Vergewaltigung war Bismarck entschlossen nicht hinauszugehen und schwere Kämpfe gegen das eigentliche Preußenthum hat ihn das gekostet, aber es sollte ausgeschlossen sein bei der Bildung des zukünftigen Deutschlands jeder gewaltthätige verbitternde Zwang.

Und der Kampfgenosse Gerlachs zog das Volk heran durch die Wiederholung des seinerzeit als schlimmstes Revolutionserzeugnis verabscheuten Werkes: er stellte die gesamtdeutsche Volksvertretung auf den Boden des in der Paulskirche proklamierten allgemeinen und gleichen Wahlrechts.

Den Unitarismus wies er ganz ab, er wollte keine straff centralisierende Verfassung: überall seien in Deutschland partikularistische Bildungen, der Deutsche fühle sich nur in kleinem Gebiet behaglich. Man müsse in germanischen Staaten nicht fragen: was kann gemeinsam sein? sondern: was muß absolut gemeinsam sein? „und das, was nicht gemeinsam zu sein braucht, das soll man der speziellen Entwicklung überlassen. Damit dient man der Freiheit, damit dient man der Wohlfahrt".

Der unseligste Feind deutscher Einheit und Deutschlands überhaupt, der allen Jammer verursacht hatte von dem 30jährigen bis zu den napoleonischen Kriegen, der aber nun einmal auf dem Recht seines geschichtlichen Bestandes fußte und durch keine Macht zu beseitigen war, das war der deutsche Partikularismus. Da hat dieser Staatsmann sich an das gewagt, was bis dahin als die Quadratur des Zirkels erscheinen mußte, wenn er sich vermaß, diesen deutschen Partikularismus, nur von den gefährlichsten Auswüchsen befreit, sonst durch neue Aufgaben gestärkt, gleichsam hineinzuzwingen in den Dienst des nationalen Gedankens. Das hieß, jenen monumentalen Satz, den Bismarck zuerst auf Preußen angewandt, verallgemeinert zum Losungswort Aller zu erheben: daß es nichts Deutscheres geben darf, als gerade die Entwicklung richtig verstandener Partikularinteressen in jedem deutschen Staat!

In diesem Sinn weiter zu arbeiten an der Festigung des nationalen Werkes, das ist die große Aufgabe, die der geistige Schöpfer des neuen Reiches im Reich und in des Reiches Verfassung den nachfolgenden Geschlechtern gestellt hat.




DD218
.2
B8
255710
Busch

